

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dora hatte auch nie ein besonderes Interesse für einen Mann gehabt. Sie war eine nüchterne, ruhig überlegende Natur. Neußerlichkeiten imponierten ihr nicht. Titel, Orden, Uniform, ein elegantes Reußeres: Eigenschaften, die einzeln oder zusammen sonst viele Frauen bestechen, machten auf sie keinen Eindruck.

Einmal hatte sie sich für einen Mann interessiert, eine kurze Zeit lang und wohl nur einem romantischen Empfinden folgend. Der Ritter des kleinen Mädchens, das beim Aufenthalt in der Ramsau bei Berchtesgaden verloren gegangen war, Werner Spalding, war ihr in jener Stunde des rasenden Gewitters in malerischer, romantischer Pose entgegentreten, mit dem gereizten Kinde auf dem Arm. Wie ein Engel, wie ein Halbgott erschien er damals den jammernden und sorgenden Frauen, welche mit den Eltern des verloren gegangenen Kindes bangten.

Der Mann hatte ihr auch imponiert. Er entzog sich durch schleunige Abreise allen Dankagungen, aller Anerkennung. Er hatte ein schlafendes Kind zufällig getroffen, hatte es mit sich genommen, und das war ja in Wirklichkeit keine Heldentat. Aber dieser Mann hatte sie doch einen Augenblick lang stark interessiert, und Dora hatte sogar versucht, das Bild, das sie von ihm in der Erinnerung hatte, mit Bleistift und Kreide festzuhalten. Aber, wie die Tante Schottelius Kersten verraten hatte, war das Bild mißglückt. Wahrscheinlich hätte auch ein Künstler, der mehr Übung im Zeichnen besaß als Dora, das Bild nicht aus der Erinnerung zu eigener Zufriedenheit zeichnen können. Von dem Manne, den sie in romantischer Pose gesehen, war schließlich nur eine schwache Erinnerung zurückgeblieben. Sie kannte seinen Namen, den man in der Pension in der Ramsau aus dem Fremdenbuche festgestellt hatte.

Da kam eines Tages Geheimrat Kersten und schlug ihr vor, diesen Mann, den er gut kannte, als Direktor der Theresien-Hütte und später als Generaldirektor zu engagieren.

Zu ersten Augenblick, als Geheimrat Kersten den Namen nannte, rief etwas in Dora laut und deutlich: „Nein, nein, um keinen Preis diesen Mann!“

Dann kam die vernünftige Erwägung, daß Werner Spalding ein bedeutender Fachmann und eine tüchtige Kraft sei und daß es sich sehr wohl empfehle, ihn für die Werke zu interessieren. Und außer dieser kühlen Erwägung gab es noch etwas anderes in Dora: ein Gemisch von Neugier, von wiedererwachendem Interesse und ein nicht zu beschreibendes Gefühl, das man vielleicht als den Wunsch bezeichnen könnte, „mit dem Schicksal zu spielen“. Das Schicksal hatte ihr diesen Mann einmal in den Weg

geführt, und nun sollte er dauernd in ihre Nähe kommen. Dunkle, durchaus unklare, nicht definierbare Empfindungen waren es, die sie veranlaßten, ja zu sagen. Von diesen Augenblicke an aber war das Empfinden Doras ein wenig aus dem Gleichgewicht geraten. Sie bangte einen Augenblick, Spalding könne die Stellung ablehnen; aber es kam sogar telegraphisch seine Zusage an Geheimrat Kersten. Dann wurde der Termin seiner Ankunft bestimmt, und Dora begann die Tage zu zählen, bis sie ihn wiedersehen würde. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Manne, den sie nur flüchtig gesehen hatte, der sie wahrscheinlich gar nicht kannte, in solchen Grade, daß ihr das lästig wurde. Sie wollte diese Gedanken abschütteln, aber sie kamen immer wieder. Ihr Denken hing an zwangsläufig zu werden und sich gegen ihren Willen mit Spalding zu beschäftigen.

Dann kam er, und Dora fühlte sich wie erleichtert, wie von einer Spannung befreit.

Vom ersten Tage an hatte Tante Schottelius an Spalding alles mögliche auszusehen. Von der ersten Stunde an haßte sie ihn wie alle unverheirateten Männer, die in Doras Nähe kamen. Ihr gegenüber mußte Dora fortwährend die Handlungsweise Spaldings verteidigen. Es war merkwürdig, daß sie das überhaupt tat. Sie nahm sonst die Bemerkungen der gehässigen Frau, mit der sie zusammen lebte, ohne jede Gegenbemerkung auf. Sie hatte aber Spalding mehrere Male verteidigt, und deshalb gab ihr Tante Schottelius den Dief, der auch richtig saß, indem sie erklärte, Dora fände alles gut, was Spalding täte.

Diese Behauptung war nicht wahr. Dora dachte gar nicht daran; im Gegenteil, sie war mit vielen Worten und Handlungen Spaldings gar nicht einverstanden. Wenigstens für den ersten Augenblick nicht. Aber wenn sie näher nachdachte, fühlte sie, wie ihre Gedanken wieder einen Zwangsweg gingen, wie sie aus einer Anklägerin Spaldings seine Verteidigerin wurde und wie sich ihr schließlich die Ueberzeugung aufdrängte, daß er gar nicht anders handeln konnte, als er handelte, und daß das das Richtige war, was er tat.

Gewiß, die Art und Weise, wie er Schranken zog zwischen sich und ihr, wie er absichtlich durch sein Betragen andeutete, daß zwischen ihm und ihr eine tiefe Kluft bestehe, die zu überbrücken ihm niemals einfallen würde, verletzten sie in manchen Augenblicken. Seine Unnahbarkeit, sein ostentatives Zurückhalten taten ihr sogar wehe. Aber konnte er anders handeln, wenn er klare Verhältnisse herbeiführen wollte, wenn ihm daran lag, in ihr nichts anderes zu sehen als die Herrin der Werke, die jetzt teilweise seiner Leitung anvertraut waren und später ganz und gar seiner Obhut überlassen werden sollten? Sie erappte sich auf dem Gedanken, daß sie sich das Nebeneinanderleben mit ihm anders vorgestellt hatte. Er war das direkte Gegenteil seines Vorgängers, der sich ihr in ausdringlicher Weise genähert hatte, um sie gewissermaßen zu überumpeln und zu einer Verlobung und Hochzeit halb und halb zu zwingen.

Spalding war das diametrale Gegenteil, und vielleicht wäre die mittlere Linie zwischen dem Verhalten seines Vorgängers und dem Verhalten Spaldings der richtige Weg gewesen. Aber Dora mußte sich sagen: diese mittlere Linie war ungemein schwer zu finden.

Was wollte sie denn von ihm? Er betrachtete sie als seine Gefährtin und als nichts anderes. Hatte sie denn das nicht erwartet, was das nicht naturgemäß, was das nicht seine Pflicht? Dora hätte aber wahrscheinlich gar nichts Auffallendes in dem Verhalten Spaldings gefunden, wenn nicht Tante Schottelius mit ihren Vorgelegen gewesen wäre. Beständige Einflüsterungen und Beeinflussungen machen schließlich die besten Vorsätze wankend. Dora wollte sich unter keinen Umständen von Tante Schottelius irgendwie beeinflussen lassen, und doch fühlte sie, daß dies der Fall war. Sie ahnte, daß sie in einen inneren Konflikt kam, der so töricht, so überflüssig, so unangebracht war, daß er ihr selbst lächerlich erschienen wäre, das heißt in der Zeit, als ihre Gedanken noch nicht Zwangswege gingen.

Abends um acht kam Werner nach Saarkirchen geritten. Er lehnte die Teilnahme am Abendbrot, zu der ihn die Tante veranlassen wollte, ab, da er selbst soeben vom Tische kam. Dann sang Dora die Arie noch einmal durch, und sie sang sie mit solchem Schwung und solcher Begeisterung wie noch nie.

„Wunderschön!“ sagte Spalding halblaut, als sie geendet hatte, und diese Anerkennung machte ihr mehr Freude als viele Dinge in den letzten Jahren. Dann übte Spalding selbst noch ein paar schwierige Einsätze, plauderte dann anstandslos noch einige Minuten mit den Damen und ließ sein Pferd vorführen, um nach Hause zu reiten.

Am nächsten Morgen war er pünktlich um acht wieder da und erzählte, daß er von einem einstündigen Spazierritt komme, auf dem er auch in Klinterfelde beim Grafen gewesen war, um diesem „Gutenmorgen“ zu sagen. Werner schlug den Kaffee, der ihm angeboten wurde, nicht aus, denn er hatte noch nichts genossen. Dann wurde noch einmal die Arie geübt, ein paar schwierige Stellen wurden wiederholt, und Spalding erklärte schließlich:

„Ein weiteres Ueben wäre überflüssig und würde Sie nur anstrengen, gnädiges Fräulein. Wir müssen uns auf Ihre Sicherheit und auf gutes Glück verlassen.“

Um neun Uhr klang schon wieder der Hufschlag seines Pferdes von der Straße her. Er jagte nach der Theresienhütte hinüber, um möglichst früh im Bureau zu sein.

Werner hatte mit Graf Klintner verabredet, daß ihn dieser am Abend mit dem Automobil zum Musikverein abholte. Nach Schluß der Dienststunden nahm Werner sein Abendbrot zu sich, kleidete sich sorgfältig an und war auf die Minute fertig, als Graf Klintner vorfuhr. Eine Viertelstunde vor acht betrat Graf Klintner mit Werner den Festsaal des Hotels in Dasburg.

Die beiden Freunde kamen aber keineswegs zu früh. Der große Festsaal strahlte schon im hellsten Glanze der elektrischen Lichter. Zur Rechten und zur Linken im Saal waren terrassenförmige Tribünen aufgebaut, und besonders auf der linken Seite sah schon eine Anzahl älterer Damen.

„Diese Tribüne heißt der Drachensfels!“ raunte Klintner seinem Freunde lächelnd zu.

Gegenüber dem Eingang befand sich die Bühne, zu deren Podium einige Stufen emporführten. Der Vorhang war geöffnet; man sah auf der Bühne die Dekoration eines Parkes. Vor der Bühne im Saale selbst stand eine Menge von Pulken und Stühlen, die wahrscheinlich für das Orchester bestimmt waren. Auf der Bühne standen zwanzig bis dreißig Damen, fast sämtlich in hellen Kleidern, mit Notenblättern in den Händen.

„Unser Frauenchor“, erklärte Graf Klintner; „und da ist auch schon die Dirigentin, Frau Barbara Glover.“

Ja, sie war es, mit der Werner in Eisenbahnzuge die Begegnung auf der Fahrt von Neuenburg nach Dasburg gehabt hatte. Ein silbergraues Seidenkleid floß in langen Falten an der herrlichen Figur der Frau herunter. Ein Brillantenbalschmuck und ein paar Brillanten im schön frisierten Haar erhöhten die Wirkung, welche die Erscheinung Frau Barbaras ausübte. Die schön modellierten Arme Barbaras, die aus den weiten, kurzen Ärmeln des Kleides hervortraten, waren ohne jeden Schmuck. Sie bedurften eines solchen auch nicht.

Graf Klintner brachte Werner bis auf das Podium und stellte ihn Frau Barbara vor. Sie hatte dem Chor gerade

noch einige Verhaltensmaßregeln gegeben. Jetzt wandte sie sich rasch um, lächelte verbindlich und sagte:

„Wir kennen uns bereits, wenn wir uns auch nicht vorgestellt sind.“

Dann reichte sie Werner die Hand zum Kusse.

„Ich höre von unserm verehrten Grafen, daß Sie heute bereits in liebenswürdigster Weise Aushilfe leisten. Ich danke Ihnen dafür und hoffe, Sie recht oft als Mitwirkenden bei uns zu sehen. Sie haben wohl die Freundlichkeit, Graf Klintner, und stellen den Herrn Berggrat den Damen vor.“

Graf Klintner erfüllte auch diese Pflicht, indem er jeder einzelnen Dame auf dem Podium Werner präsentierte und den Namen der Dame nannte. Nur bei Dora Buchwald, die unter den Sängerinnen stand, war das nicht nötig; sie begrüßte Werner mit einem freundlichen Kopfnicken.

Werner verbeugte sich dann auch noch gegen den „Drachensfels“, auf dem Frau Schottelius saß und herablassend dankte. Dann führte Graf Klintner Werner wieder vom Podium herunter und durch den Saal hindurch in einen der Nebenräume, wo er ihn mit dem Hüttendirektor Grau bekannt machte.

„Unser verehrter Dirigent des Orchesters und des Männerchores“, erklärte Graf Klintner. „Ich bringe Ihnen hier, Herr Direktor, ein wertvolles Mitglied für unsern Verein. Er begleitet ausgezeichnet, wie Sie heute abend sehen werden, er bläst Pison und ist als Sänger im Chor zu verwenden.“

„Seien Sie herzlich willkommen, Herr Berggrat“, sagte Frau, der nicht bei den Buchwaldschen Werken, sondern bei einer anderen Gesellschaft als Hüttendirektor anstellt war. „Ich hoffe, Sie werden uns mit Ihren musikalischen Leistungen öfters erfreuen. Sie dürften sich schon heute abend überzeugen, daß hier ein ernstes künstlerisches Streben vorhanden ist, und daß wir alle mit Leib und Seele der Musik ergeben sind.“

Es herrschte unzweifelhaft eine begeisterte Stimmung, und etwas wie Weihe der Kunst war schon in dem rasch sich füllenden Saale bemerkbar. Der alte Geheimrat Kersten kam mit dem Cello im Arm, mit der Stahlbrille auf der Nase und sah dadurch so verändert aus, daß ihn Werner kaum wiedererkannte. Er kam aus dem Zimmer, in dem die Instrumente gestimmt worden waren, und brachte behutsam das Cello auf den Platz, den er im Orchester einnehmen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Blinde am Meer.

— Roman von Karl Böttcher — Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Langsam kehrte die Flut zurück.

Schon züngelten die Wasser den steinigten Damm hinauf. Die Wellen schoben und drängten sich in stetem Auf und Nieder, und ihre Rücken wölbten sich zu massigen Bögen, die in sich zusammenfielen und als lange Grate wieder auferstanden.

Ganz draußen aber kamen die schaumigen Wellenriffe lebhafter dahergestürzt. — Sie bildeten eine weiße Gischtmauer, und einzelne Wasserstrahlen stiegen wie Türme in die Höhe und zertroben dann in tausendtröpfigem Sprühregen.

Die Frühmorgensonne übergoß dieses Flutenpiel mit leichtem Rot, das sich mit dem Gelbgrün der Fluten mischte und nun als zart abgedämpftes Orange glänzte.

Jeder daherrauschende Wellenrücken zeigte neue Färbung, und als die Wasser jetzt die Ugen der Böschung umspülten, leuchtete dunkles Smaragd.

Hier und da hob sich aus dem feuchten Uferland mit kläglichem Schrei eine Möwe empor. — Die Flut überzog ihren reichlichen Tisch mit einem feuchten Tuch und tauchte ihnen die bequeme Abzug.

Durch die Hafenspforte des kleinen Fischerdorfes wanderte Boge um Boge, und die breitbrüstigen Segler, die abgetakelt im Schlamme hockten, hoben Kiel und Bug und schwanften nach links und rechts, erst ganz leise, vom Wellenschoss erzitternd, dann wie aus dem Schlafe, den die Ebbe ihnen beschert, erwachend und sich redend und stredend, daß sich die Ankerkette klirrend spannte. Aus dem dunklen Schiffsbauche stiegen bedächtig die Fischer. Sie rieben sich die Augen und spähten dann, an die Keeling gelehnt, feewärts.

Das Wetter wird gut, die Flut setzt ordnungsgemäß ein, in einer Stunde kann der Schoner seine Fahrt beginnen.

Weitab vom Fischerdorf, wo der Deich in scharfem Winkel nach Westen springt und die Wellen der Nordsee am wildesten branden,

Jah an jenem Morgen auf dem Ramm des Grasdamms Seede Bahlsen.

Er hatte die Beine weit von sich gestreckt und den Kopf auf den rechten Arm gestemmt.

Vor ihm lagen Weidenruten und eine halbfertige Matreufe. Er summite ein schwermütiges Fischerlied vor sich hin. Nur von Zeit zu Zeit hob er den Kopf und lauschte nach dem Meere zu, besonders wenn eine Woge die Steinböschung übersprungen hatte und nun ermattet und kraftlos auf dem Vorlande sich zerließ.

Er schaute dann mit begehrlidem Gesichtsausdruck nach jener Stelle hin, fiel aber schnell in sich zusammen, und sein frisches, hübsches Gesicht wurde tieftaunig.

Seede Bahlsen war blind. Er ergriff die Fischerreufe und einige Weidenruten, die er gewandt durch seine Finger laufen ließ, sie bog und drückte und dann schnell und sicher in den Altkrater verflocht.

Plötzlich sprang er auf, warf Geslecht und Ruten hin und lauschte mit vorgebeugtem Körper und angehaltenem Atem landwärts.

Mit seinem, wohl allen Blinden eigenen, feinen Gehör hatte er in weiter Ferne Schritte vernommen.

Aber der Ausdruck der Freude, der einen Augenblick sein Antlitz verklärte, verflieg.

Seede ließ sich zur Erde fallen, drückte sein Haupt in das Deichgras und blieb so liegen. — Ein Zittern durchschlug seinen Körper.

Seede Bahlsen schluchzte. Da ertönte hinter dem Deich eine helle, metallische Stimme: „Seede? — Seede?“

Der Blinde richtete sich schnell auf, ergriff Reufe und Ruten und begann emsig zu flechten.

Immer wieder rief es: „Seede? — Seede? — Min guter Jong, Seede Bahlsen.“

Und dann tauchte über dem Damweg ein blonder Mädchenkopf auf, mit schwarzen, glänzenden Augen und kräftigem, elenbeimweißem Gebiß.

Und das junge Mädchen blieb erschrocken stehen, als es Seede Bahlsen so zusammengedrückt am Deich sitzen sah.

Sie warf den biden Jopf, den sie über der Schulter auf dem Busen liegen hatte, durch eine hastige Kopfbewegung zurück, setzte einen kleinen Korb nieder und kniete neben Seede in das Gras.

„Min Jong, min guter Jong, was hast du?“

Sie nahm Seedes Kopf zwischen ihre Hände und schaute ihn an, dann rief sie bestürzt: „Du hast geweint, Seede Bahlsen, du hast geweint?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nig' ein anderer der frühen Gottessonne ins Gesicht. Du kannst es nicht. Deine Augen schimmern noch feucht, Seede, mein Seede, warum hast du geweint?“

Sie schmiegte ihren schlanken Leib an Seede und umschlang ihn. Und der Blinde ersitterte leise und rührte sich nicht unter den Lieblosungen des Friesenmädchens.

Und als sie ihn losließ, ergriff er ihre Hand und presste seine Lippen darauf, und mit glücklichem Lächeln sagte er: „Arda.“

Nun saßen beide schweigend am Deich und lauschten dem Konzert des wogenden Meeres.

„Rebe, Arda, ich höre wie das Meer klatscht und schlägt,“ bat der Blinde.

„Gut, Seede, das sind die breiten Bogen, die wie flache Teller aus den Wassern springen und von oben platt auf das Land fallen.“

„Sind das die schimmern?“

„Nein, die sind zu laut, um viel zu schaden. Die laufen auseinander und sichern ein.“

Seede nickte mit dem Kopfe und lauschte dann gespannt dem Wogen des Meeres zu.

„Ich höre, wie es leise schlürft und dazu lieblich singt.“

„Das sind die heintückischen, die machen es wie die bösen Menschen, die sich scheuen, laut aufzutreten, die immer locken und züngeln. Seede, die wühlen und lockern, was fest und gut war.“

„Ach, Arda, lehre mich das Meer kennen. Seit zehn Jahren sitze ich hier Tag für Tag stundenlang und starre auf die Flut. Mein Ohr kennt jede Welle, fühlt jede Woge, und ich zermartete mir das Hirn: Wie mag das Meer aussehen? Du sprichst: Jetzt grün, jetzt weiß, jetzt glänzt es und jetzt erscheint es finstere Nacht. Ach Arda, was ist grün, und was ist weiß, und was ist Glanz?“

Und sein tiefer, innerer Jammer packte ihn wieder und presste Tränen aus den erloschenen Augen, und Arda küßte Träne um Träne, die auf ihre Hand rollten, fort. Dann holte sie tief Atem und sagte tröstend: „Sei nicht traurig, Seede, du hast doch mich. Und kann ich dir auch nie lernen, wie das Meer aussieht und der Himmel und das Wiesenland, so kann ich dir doch sagen, daß die Welt nicht immer gut aussieht. Manches auf der Welt ist häßlich und erfreut nicht des Menschen Auge, und das bleibt dir erspart, mein lieber, guter Seede.“

Er nickte vor sich hin und sein düsteres Gesicht wurde friedlicher. „Nur einmal möchte ich sehen, nur einen einzigen Blick in die Welt gönne mir das Schicksal. Dich und das Meer und Mutter Bahlsen, nur diese drei möchte ich sehen einen einzigen Augenblick.“

Arda hatte die Knie angezogen und die Arme darum ver-

schlungen. Sie blickte traurig auf Seede Bahlsen und schwieg. Ihre Trostkunst war zu Ende.

Und Seede brütete wieder vor sich hin, lange lange Zeit.

„Soll ich singen?“ fragte endlich Arda.

Er schüttelte sein Haupt.

Bald danach fragte er: „Wie geht's der Mutter, Arda?“

„Die alten Schmerzen, bald ärger, bald geringer. Sie fragt nach dir. Du sollst kommen und ihr erzählen. Hast du eine neue Geschichte erdacht?“

„Du weißt doch, Arda, ich erdenke mir keine Geschichten. Es ist wie beim Quell: sie fließen mir aus Sinn und Herz.“

In Ardas Augen leuchtete es auf. Sie rückte näher an Seede und begann mit eindringlicher Stimme: „Seede, du bist eigentlich unzufrieden und undankbar.“

„Arda!“

„Gewiß, Seede Bahlsen, das bist du. Zwar hat dir Gott das kostbare Gut des Augenlichts versagt, aber siehst denn du trotzdem nicht mehr und besser wie alle anderen im Orte, siehst du nicht mit deiner Seele und malst du nicht mit Worten, so bunt, so glänzend, wie es keiner kann, wenn er auch tausend sehende Augen im Kopfe hätte? — Hörst du nicht, wie alle die Burschen und Mädels mit stillem Atem lauschen, wenn du erzählst? Bist du da nicht ein König unter all den Sehenden, trotzdem du blind bist? Und weißt du noch, als vor zwei Jahren der alte Kun Peters aus dem Hochmast gestürzt war? Da lag er und stöhnte vor Schmerz und suchte und lästerte, und als man dich holte und du begannst mit deiner weichen, milden Stimme zu erzählen, da war Kun Peters still und er lauschte, und ganz sanft ist er gestorben. Und bist du es nicht, der die Hiniken im Armleutestübel durch deine Geschichten zur Ruhe bringt, wenn sie schreit und tobt und alles zerschlägt?“

Arda holte tief Atem und schwieg, und von der Seite schaute sie gespannt nach Seede Bahlsen.

Desseu Gesicht war friedlich und ruhig geworden und ein Schimmer verklärter Freude hatte sich darüber gebreitet.

Seede ergriff Ardas Hand und befiel sie in seiner Linken, und mit der Rechten strich er darüber hin. Dann sagte er weich: „Und das Beste hast du vergessen. Durch meine Erzählerkunst habe ich dich ja gewonnen, das Beste von all den Mädchen im Dorfe.“ — „Und das schönste,“ fügte er noch mit erschütternder Traurigkeit hinzu.

Aber Arda gab der erneuten düsteren Stimmung des Blinden nicht Raum.

Lachend rief sie: „Was weißt du von meiner Schönheit! Wer weiß, gefiel ich dir, wenn du mich sehen könntest.“ Und sie drückte sich an ihn und küßte ihn auf die blinden Augen, dann sprang sie auf und holte den kleinen Korb, aus dem sie gedörrten Fisch nahm, ihn entgrätete und die schneeweißen Stücke Seede in die Hand legte.

„So — mein Freund. Nun is, und hier das Rundstück dazu.“

Und während Seede aß, ging Arda den Deich hinunter. Sie bückte sich emsig und sammelte grünliche und rötliche Muscheln, und ihr schlanker Körper bog sich elastisch und zeigte Formen von wunderbarem Ebenmaß, und ihr vom Rücken hart gerötetes Gesicht wurde von den starken Blondslechten liebreizend umrahmt. Sie sang leise ein altes Lied.

„Was singst du, Arda? Singe lauter, das Lied gefällt mir.“

Arda lehnte mit dem von Muscheln angefüllten Körbchen zurück und setzte sich neben Seede.

Sie zog dann aus einem kleinen Täschchen von Seehundsfell, das sie an ihrer Hüfte hängen hatte, allerhand Werkzeug: einen kleinen Amboß mit einem spitzen Fuß, ähnlich dem Dengelamboß der Schnitter, ein Hämmerchen und einen Spizmeißel.

Den Amboß trieb sie in die Erde. Dann nahm sie eine Muschel, legte sie auf den Amboß, setzte in ihrer Mitte bey Meißel und schlug dann mit dem Hammer kurz darauf, so daß die Muschel ein Loch bekam. Gar manche zerbrach, aber viele blieben doch ganz.

Und sie sang dazu:

Wenn die Woge rauscht  
Und die Möwe zieht —  
Und das Segel mächtig bläht —  
Dann erklingt mein Lied:  
Finnisches Nädel, lebe wohl.  
Meere trennen unser Glück.  
Und am fernen Seegeflade  
Denk' ich gern an dich zurück.

Wo die Palme rauscht  
Und der Lotus blüht,  
Braunes Nädel glänzend küßt —  
Dort erklingt mein Lied:  
Finnisches Nädel, lebe wohl.  
Meere trennen unser Glück.  
Und am fernen Seegeflade  
Denk' ich gern an dich zurück. —

„Das Lied gefällt mir, Arda, woher hast du die Weise?“

„Es ist ein altes, finnländisches Lied. Petrow Tikander hat mir's gelernt.“

„Der Kündling? Seit wann lernt der dir Lieder?“

Seebe Bahlsen hatte sich emporgereicht und blickte mit seinen erloschenen Augen zu Arda. Seine sonst weichen Züge hatten sich gespannt und zeigten Feindseligkeit und Kampfeslust.

Aber Arda antwortete ruhig: „Gestern, als er Mutter einen Korb frischer Krabben brachte. Da hat er mir auch das Muschel-Lochen gefertigt und mir das Werkzeug verschafft.“

Seebe ergreift einige der kleinen Muscheln, betastete sie genau und sagte: „Wozu soll das?“

„Die Muscheln fädelte ich an und es werden daraus Muschelketten für die Kinder der Badegäste. Bis die ersten kommen, kann ich ein paar Hundert solcher Ketten fertig haben. Das gibt Geld, Seebe, und dann —“

Arda blickte verträumt und glücklich über das Meer und dann überschattete sie mit der Hand ihre Augen, als blendete sie das Glüd ihrer Gedanken.

„Und dann?“ drängte Seebe.

„Dann kaufen wir das kleine Haus an der Dünenstraße und ziehen ein.“

„Wer: wir?“ fragte hastig Seebe.

„Du und ich. — Und der Pfarrer von Norddorf kommt herüber und tut uns zusammen.“

Da jauchzte der Blinde auf und lachte und weinte vor Freuden. — Blöblich rief er Arda an sich und fragte hastig: „Und mit Petrow Eilander — das ist wirklich nichts, Arda?“

„Seebe!“

„Die Burichen sagen es — Arda. Er sei oft bei Mutter Bahlsen und er habe dir aus Helgolands bunte Sterne mitgebracht und ein schönes Tuch.“

Arda fasti blickte finster vor sich hin, dann stieß sie hervor: „Petrow Eilander ist ein Dummkopf — und er hat kein Herz.“

„Und du liebst ihn nicht?“

Da sagte sie schlicht: „Wer dich liebt, kann nicht einen Petrow lieb haben.“

Sie stand auf, legte ihr Werkzeug zusammen, wand um die halbfertige Kastrufe und die Nuten ein dünnes Seil, — dann zog sie Seebe Bahlsen empor und wanderte nun Hand in Hand mit ihm den Dammpweg entlang und dem Dorfe zu.

An dem kleinen Haus an der Dünenstraße mit den grünen Fensterläden und dem schmalen Vorgarten blieben sie stehen.

„Hier wollen wir wohnen, Seebe, du und ich.“

Er nickte und bat: „Erzähle mir von dem Haus.“

„Groß ist es nicht, Seebe. — Zwei Stuben unten und eine Kammer oben. — Aber große Fenster hat es, und da kann Luft und Sonne hinein, die goldene, glänzende Sonne.“

Erstrocken schweig sie und blickte ängstlich nach dem Blinden, doch dieser lächelte mild und sagte: „Sei unbesorgt, Arda, ich bin dir nicht böse. — Ich habe ja meine Sonne im Herzen: Du bist meine Sonne.“ — Dann waren beide wieder still und das künftige Glüd weitete ihre Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

### Anekdoten von chinesischen Malern.

Aus der außerordentlich reichhaltigen Uebersetzung über die Meister der chinesischen Malerei teilt Max R. Funke in den von Professor Biermann herausgegebenen Monatsheften für Kunstwissenschaft eine Anzahl von Anekdoten mit, die für die Auffassung der Chinesen vom Künstlerberuf und die Art der chinesischen Meister charakteristisch sind. Ueber alles schämt der Chinese den Laubstich, und wie Li Tai-po, Chinas größter Dichter, Zeit seines Lebens betrunken war und erst im Rausch die schönsten Verse fand, so steht am Anbeginn der Kunstgeschichte der berühmte Tsai Jung (133—192), genannt der trumfene Trache. Auch der größte ihrer Meister, Wu Tao-tze, berauschte sich erst ganz gehörig, ehe er an die Arbeit ging, und wenn er völlig betrunken war, dann regte sich sein Pinsel und zauberte wunderbare Landschaften von tausend Formen hervor. Von anderen großen Malern wird dasselbe berichtet; so lebte Li Kwei-chön, ein taoistischer Priester des 10. Jahrhunderts, stets in Schenken, und wenn man ihn zur Rechenchaft zog, so sperrte er den Mund auf und sog an seinen Fingern, ohne ein Wort zu sprechen. Als ihn der Kaiser selbst zur Rede stellte, sprach Li gelassen: „Mein Kleid ist dünn und ich mag den Wein, den Wein trink ich, um mich zu erwärmen, und Bilder male ich, um den Wein zu bezahlen.“ Von einem anderen Maler derselben Zeit wird gesagt: Wenn der Wein ihn begeisterte, so hielt er die Wollen und die Berge in seiner höflichen Hand. Der Künstler erschien den würdevollen Chinesen als ein unberechenbares, exzentrisches Wesen, das Amt und Würden verächtete, um sich der goldenen Freiheit zu erfreuen, zu wandern und in der Einsamkeit seinen Träumen zu leben; davor grante dem ordentlichen Chinesen, und doch empfand er für ihn einen heimlichen Neid und eine schone Bewunderung. Als T'ao Hung-ching, der im 6. Jahrhundert lebte, vom Kaiser mit Titeln beehrt wurde, an den Hof zu kommen, sandte er ihm einmal als Antwort ein Bild mit zwei Kindern; da streifte das eine nach Vergnügen zwischen Feld und Wiesen umher, während das andere prachtvoll aufgezäumt war, aber der Leine und der Peitsche des Vortritts folgen mußte. Der freigelegte und ritterlich

Rao K'o-ming lebte, um sich in die Natur zu vertiefen und in Stimmung zu kommen, wochenlang im Wasser oder unter den Tieren in Berg und Wald. Ein eigenartiger Kauz war auch Ni Han im 14. Jahrhundert, der sein großes Vermögen an seine Verwandten verteilte und in Armut an die Ufer der Flüsse und Seen wanderte; er raffte kurze Zeit in den bescheidenen Klöstern und verichtete seine Bilder jedem, der sie mochte. Als ihm einmal ein Diener Seide und Geld brachte, damit er ein Bild male, wurde er sehr zornig und rief, er sei kein Bettelmaler und Parasit der Reichen, und damit zerriß er die Seide und schickte das Geldgeschenk zurück. Auch in ihrer Arbeitsweise benahmen sich viele höchst absonderlich. Der Landschaftsmaler Ku Shöng breitete zunächst die Seide auf den Boden und mischte die Farben; dann ließ er eine Anzahl Musikanten Trompeten blasen, Trommeln schlagen und so einen Höllenpestral machen. Unterdessen legte er ein gesticktes Kleid an, setzte eine kostbare Kopfbedeckung auf und trank, bis er halb berauscht war. Nun begann er die Umrisse zu ziehen und die Farben anzulegen, und so entstanden wundervolle Bilder von Berghöhen und Inseländern. Eine ganze Anzahl Geschichten handelt von der Art, wie sich die Maler in die Schönheit der Natur versenkten, ehe sie ans Schaffen gingen. Der eine lebte meist in den Bergen und Wäldern; oft saß er den ganzen Tag über auf einem Felsen und sah sich rings um, die Schönheit des Landes zu genießen, oder er wanderte, starr vor sich hinblickend, in Schneenächten und beim Mondenschein, bis ihm die Eingebung kam. Ein anderer reiste im Lande umher, betrachtete berühmte Berge und Ströme, und wo er eine schöne Landschaft fand, blieb er und trieb sich umher, als wäre er der Genosse der Affen und Bären. Wenn er dann auf die Seide malte, was ihm in der Seele lebte, so waren es Dinge, von der die Alltagswelt keinen Schimmer hatte. Ein dritter liebte das Dunkel und Schweigen, tagelang schwebte er in wilden Gegenden herum, dann kehrte er heim, zog sich in einen stillen Raum zurück, ließ seine Seele der Erde entfliehen. Immer spielt so die Eingebung, das pöthliche Aufstammen und Entzücktsein des Künstlermenschen in der chinesischen Malerei eine große Rolle.

### Vermischtes.

\* Vom Fingernagel. Ich habe einen Freund, der die Menschen nur nach dem Aussehen ihrer Fingernägel beurteilt. Noch nie, so behauptet er wenigstens, hat ihn dieser Gradmesser der Bildung und des Charakters betrogen. Mag dem feine wie ihm wolle, jedenfalls mußte ich ihm recht geben, wenn er seinen Kindern gegenüber in diesem Punkt unerbittlich streng war. Was finden sich da nicht für gefährliche Gesellen unter dem Schmutz, der sich als „Trauerand“ unter den Nagel schiebt! Bei einer wissenschaftlichen Untersuchung konnte man unter 100 Kindern nicht weniger als 21 feststellen, die mit gefährlichen Tuberkelbazillen behaftet waren. Bedenkt man nun, wie häufig kleine Kinder an den Fingern lutschen, dann versteht man, welche ungeheure Gefahr für die Gesundheit hier Unreinlichkeit und Unachtsamkeit bildet. Wenig bekannt ist übrigens, daß sich in dem Wachstum der Nagel das Befinden des Körpers ebenso getreu wiederpiegelt, wie die wechselnde Witterung aus den Jahresringen der Bäume festgestellt werden kann. Gesundheitsstörungen und Störungen in der Gesamtentwicklung wirken derart auf die Fingernägel, daß auerlaufende Verdickungen entstehen. Der Nagel wird rauh wie die Außenfläche von Muscheln.

\* Der Sparfame. „Lieber Freund, könntest Du mir nicht zehn Lire leihen?“ „Hier, ich will Dir fünf schenken; dann machen wir beide ein gutes Geschäft.“

\* Auf's Wort besorgt. Beim Schneider: „Wie hoch befaßt sich meine Rechnung?“ „230 Lire und 20 Centesimi.“ „Wie sagten Sie?“ „230 Lire und 20 Centesimi.“ „Kommt es Ihnen auf die Centesimi so sehr an?“ „Ja, darauf kommt es uns ganz besonders an; unser Geschäft ist peinlich genau.“ „Na schön, da haben Sie die 20 Centesimi . . . Auf Wiedersehen!“

### Silbenrätsel.

der, dar, dro, e, i, mar, mu, o, ro, see, stow, renz, te, the. Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines bekannten Schauspielers ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Kleines Raubtier.
2. Italienischen Alpensee.
3. Römischen Dichter.
4. Männlichen Vornamen.
5. Ausländische Vogelart.
6. Ruffische Hafenstadt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kryptogramms in voriger Nummer:  
Georg (Geige) Orgel.